Nach der Schlacht bei Auerstädt

Die Entscheidung des verhängnisvollen 14. Oktobers 1806 ist gefallen; die Schlacht bei Auerstädt ist geschlagen. Das preußische Heer ist geworfen; die Truppenverbände sind vernichtet oder zersprengt. In wilder Flucht versuchen die Überreste sich zu retten. Felder und Straßenränder sind übersät von Gefallenen, klagenden Verwundeten, im Stich gelassenen Geschützen, weggeworfenen Handwaffen und Ausrüstungsgegenständen. Dörfer liegen in Trümmern; Flammen schlagen aus Ruinen.

Die Donner der Abschüsse der französischen Geschütze grollen; der Kartätschenhagel peitscht in die Masse der Fliehenden. Die Erde dröhnt unter den Hufen der zur Verfolgung und Vernichtung der Reste des preußischen Heeres anreitenden französischen Kavallerie-Regimenter.

Sie sind gewohnt, Attacken zu reiten; wie eine riesige Totensense fegen sie über das Schlachtfeld.

Bei Eckartsberga steht noch eine Feldwache des Regiments Bayreuther Dragoner, des Leibregiments der Königin Luise von Preußen.

Der Kommandant, Rittmeister von Brockhausen, hat Befehl, die Feldwache zu halten.

Die Faust um die Zügel gekrallt, den breiten Oberkörper nach vorn gebeugt, starrt er den feindlichen Schwadronen entgegen, die herangebraust kommen durch Regen und über Wasserlachen und Leichen in donnerndem Attackengalopp, mit hochgereckten, blitzenden Säbeln und mit siegessicherem Hochgebrüll auf den Kaiser der Franzosen. Was will noch diese einsame Dragonerschwadron? Sie werden sie ohne viel Aufhebens über den Haufen reiten; sie werden von den Hufen ihrer Pferde in den Boden treten lassen und über sie hinweg ungehemmt weiterrasen in trunkenem Siegesjubel.

Rittmeister von Brockhausens Säbel fliegt hoch; im Lärm ist sein Kommando nicht zu verstehen, doch seine Offiziere und Mannschaften wissen auch ohne Worte ‚was es gilt.

Die Totensense der feindlichen Reitergeschwader prallt auf die Mauer der Schwadron. Hunderte von Säbeln blitzen auf engem Raum; sie klirren aneinander. Die Schar der Todgeweihten hält stand. Das Feld hallt wieder vom Kriegsgeschrei, Geschützdonner, Waffenklirren, Pferdestampfen, von Pistolenschüssen und Todesschreien von Männern und Tieren.

Leutnant Ferdinand von Schill kämpft wie ein Berserker.* Die Schlacht ist verloren, die Armee flieht — die Schwadron Brockhausen kämpft und wird kämpfen; lieber Tod als Schande; lieber bei den Tausenden auf den Blachfeld liegen, als das Leben retten, aber die Ehre verlieren!

Die Übermacht ist zu groß; auf einen Königin-Dragoner kommt ein Dutzend kampf- und sieggewohnter Reiter des Korsen. Mann um Mann der Preußen fällt.

Eine Anzahl Reiter sprengt Schill an, von allen Seiten her. Ein Offizier fordert ihn auf, sich zu ergeben. Als Antwort schreit er ihm seine Verachtung ins Gesicht.

Einen schlägt er aus dem Sattel, den zweiten auch, dann sind sie dicht an ihm. Säbelhiebe prasseln auf seinen Tschako. Klingen graben sich in ihn ein. Er ist getroffen.

Wieder sprengt er einen Gegner an und schlägt ihn aus dem Sattel. Fast

*) Wilder

gleichzeitig treffen zwei nach seinem Kopf gezielte Hiebe seinen Tschako. Das Sturmband reißt; der Tschako rutscht ihm ins Gesicht. Mit einem Kopfruck will er ihn in richtigen Sitz bringen, doch er hat keinen Halt mehr, fällt auf die Kruppe des Pferdes und von dort aus auf den Boden. Jetzt heißt es, sich die Kerle vom Leib zu halten, sonst ist er verloren. Wild schlägt er um sich, doch von vorn, von hinten und von den Seiten her dringen weitere Angreifer auf ihn ein.

Ein, zwei, drei Hiebe treffen seinen Kopf. Ein rasender Schmerz wird in seinem Gehirn lebendig und ergreift im Nu Besitz vom ganzen Körper. Vor seinen Augen wird es dunkel; er wankt im Sattel.

Blut rinnt über sein Gesicht und den Nacken. Das Pferd bäumt sich auf wie von gewaltigem Spornhieb getroffen. Ist auch es verwundet? — Nicht werfen lassen! Nicht ohnmächtig werden! Kämpfen, kämpfen! Die Linke umkrallt die Zügel, die Rechte hält sich eisenfest um den Säbelknauf. Wieder bäumt das Pferd sich schmerzwiehernd auf; mit gewaltigen Satz sprengt es den Ring der Feinde und rast davon.

Halb besinnungslos nimmt Schill die Zügel in die Rechte, die gleichzeitig noch immer den bluttriefenden Säbel hält. Mit der Linken versucht er das Blut aus den Augen und dem Gesicht zu wischen. Das Pferd sprengt mit einer Schärfe, als wisse es, daß das Leben nur noch von seiner Schnelligkeit abhängt. Die Verfolger bleiben etwas zurück.

Die Schwadron von Brockhausen ist vernichtet; der ungleiche Kampf hat sich rasch zu einem Blutbad entwickelt. Nur wenige haben sich retten können. Hinter Schill sprengen die Unteroffiziere Poppe und Thessen her; sie holen ihn in dem Augenblick ein, in dem seine Kräfte und das Bewußtsein ihn verlassen und er vom Pferde gleitet.

Die beiden Unteroffiziere wissen, daß sie um ihr eigenes Leben reiten; sie selbst sind verwundet, und die Wogen der Erregung des Todeskampfes der Schwadron schlagen noch hoch in ihnen, doch sie zögern keinen Augenblick.

Sie parieren die Pferde, springen ab, bringen ihren Leutnant in den Sattel, schwingen sich auf, nehmen ihn in die Mitte und preschen los über regennasse Wiesen und aufgeweichte Äcker.

Wie lange hat der Ritt schon gedauert? Wer kann jetzt Minuten oder Stunden zählen? Der Feind ist zurückgeblieben; er sammelt sich wohl, um die Verfolgung mit planmäßigem, vernichtendem Nachdruck fortzusetzen.

Mit Taschentüchern und Wäschefetzen verbinden die Unteroffiziere Schills Wunden so gut sie können.

„Was ist mit der Armee, mit den Kameraden?" fragt Schill.

Unteroffizier Poppe senkt den Blick.

„Wir müssen weiter, Herr Leutnant", flüstert er beruhigend.

Schill ballt die Hände; seine Zähne knirschen.

„Diese Schmach! Die preußische Armee geschlagen — in alle Winde zersprengt! Das ist —, das ist —!" Er stöhnt auf und preßt die Hände an die Schläfen.

Geduldig hält der Unteroffizier die Feldflasche bereit.

Schill starrt ihn an, als sähe er ihn erst jetzt.

„Poppe — und auch du, Thessen —?! Wie kommt ihr hierher! Ach so! Ich danke euch, Kameraden. Laßt den Kopf nicht hängen; erst recht muß er jetzt oben behalten werden!"

Der Streifscharenführer

Die Nachricht, daß die Festung Magdeburg übergeben werden soll, trifft Schill mit der Wucht eines unerhört heftigen Schicksalsschlages. Magdeburg, eine der stärksten preußischen Festungen, vorzüglich armiert, mit Vorräten bestens versehen und mit Truppen bis zum bersten besetzt, soll übergeben, soll den Feinden ohne Schwertstreich überliefert werden? Das ist ja ungeheuerlich!

Er preßt die Hände vor die Augen. Magdeburg, die Hoffnung der Kämpfer, in der gegebenen Lage der Schlüssel zu Preußen, soll kampflos preisgegeben werden?! Schier ist es nicht zu glauben. Hat der Kleinmut denn alle Herzen unterjocht? Ist es denn möglich, daß die Kommandierenden nach der verlorenen Schlacht so völlig die Besinnung verloren haben, daß sie Hals über Kopf alles aufgeben — kampflos — kampflos —! Das ist nicht zu fassen!

Schill beiß sich in die Lippen; sein Herz ist erfüllt von brennendem Schmerz, bebendem Ingrimm und fressender Wut. Nein, er wird nicht bleiben; er wird sich nicht gefangen geben! Er wird Magdeburg verlassen und sich dahin begeben, wo gekämpft wird. Irgendwo wird doch Widerstand geleistet werden? Es werden, es müssen sich doch noch Männer mit Herz und Nacken finden? Alle können ihr Heil doch nicht im Niederlegen der Wehr und in der feigen Überantwortung in die Gnade des Korsen erblicken?! Es gibt doch noch Männer in Preußen? Herr des Himmels, es es muß doch noch Männer in Preußen geben!

„Wir reiten, Poppe!"

Der Unteroffizier erweist die Ehrenbezeugung.

„Zu Befehl, Herr Leutnant! Die Pferde haben sich erholt und sind in guter Verfassung!"

„Ich danke dir, Kamerad; ich werde dir deine Tapferkeit und Treue nicht vergessen!"

Trotz seiner ungeheilten Wunden will Schill nicht müßig bleiben. Vom Kommandanten der Festung Kolberg erhällt Schill die Erlaubnis, Streifritte, Aufklärungs- und Störungspatrouillen in die Umgebung vorzunehmen. Schills Augen leuchten. Er bekommt ein Kommando. Wenn es vorläufig auch nur einen Unteroffizier und sechs Mann umfaßt, so kann er doch tätig sein, kann kämpfen!

Sofort übernimmt er sein Kommando. Unteroffizier Poppe richtet die sechs Mann aus und meldet sie.

Schill tritt vor die kurze Front.

„Kameraden! Der Herr Kommandant hat mir den Befehl über euch übertragen. Ihr hört von jetzt ab also auf mein Kommando. Ihr alle seid Ver-

sprengte; ihr habt euch hierher durchgeschlagen, um zu kämpfen. Das beweist mir, daß ihr ehrliche Männer und brauchbare Soldaten seid. Ich freue mich also über das dienstliche Verhältnis hinaus Kameraden in euch sehen zu können, die, wie ich, unter Einsatz ihrer Person, und wenn es sein muß, des Lebens für das Vaterland zu kämpfen bereit sind. Ich denke daher, daß ich nie die Strenge des Vorgesetzten walten lassen muß, sondern daß in unserer Abteilung stets der Geist herzlicher Kameradschaft herrschen wird. Seine Majestät unser allergnädigster König, unser geliebtes Vaterland, hurra!"

Freudig erregt fallen die sechs Reiter ein. Schill fühlt ,daß er die Herzen der Leute gewonnen hat; er freut sich darüber. Er will Leute haben, die aus brennender Vaterlandsliebe kämpfen wollen und müssen. Unendlich mehr werden sie leisten, wenn er es versteht, ihre Selbständigkeit zu leiten, ihren Mut und Unternehmungsgeist zu wecken, und ihren Ehrgeiz, ihre Hingabe und Opferfähigkeit zu stärken, als wenn er im Pochen auf die Befehlsgewalt sie ohne innere Verbindung zur Erfüllung der Pflicht zwingt. Es gilt, den Geist zu wecken, an dem Preußen sich wieder aufrichten kann, nachdem die Tatsachen mit erschreckender Härte bewiesen haben, daß die Armee und das Volk in Äußerlichkeiten erstarrt waren, so daß der Feind sie im Anlauf überrennen konnte. An der Spitze seiner kleinen Abteilung reitet Schill ins Land hinaus. Stolzes Glücksgefühl beherrscht ihn. Klein ist zwar seine Schar, doch er kann sich auf sie verlassen. Endlich kann er wieder kämpfen; die Schmerzen und Anstrengungen waren nicht umsonst gewesen.

Bald ist die Tapferkeit und Tollkühnheit der Schill'schen Streifschar sprichwörtlich. Die Zahl der Getreuen ist schon auf sechsundzwanzig gestiegen. In Anerkennung seiner Verdienste zeichnet der König Schill mit dem Orden Pour le mérite aus.

Bald wird Schill sich klar darüber, daß seine Reiterei allein für den Kleinkrieg nicht ausreicht. Er muß auch leichte Fußtruppen, Jäger und Schützen haben. Er baut daher seine Werbung auch nach dieser Richtung hin aus und wendet für die Ausrüstung und Bewaffnung der Leute seine letzten eigenen Mittel auf.

Seine Patrouillen streifen durch das Land. Sie bringen dienstwillige Versprengte ein und Pferde, Waffen und Geräte aus Heeresbeständen; sie heben auch sämtlich erreichbaren Staatskassen auf, um sie dem Feind nicht in die Hände fallen zu lassen.

Feindliche Patrouillen und Posten werden überrumpelt, Verpflegungswagenzüge abgefangen und wichtige Nachrichten eingezogen. Schill gibt sich den neuen Aufgaben mit solcher Leidenschaft hin, daß er die Kopfwunden überhaupt nicht mehr beachtet, bis sie infolge der Überanstrengung und mangelnden Pflege aufbrechen und ihn zu seinem heftigen Verdruß von neuem aufs Krankenlager werfen.

Nur widerwillig fügt Schill sich den Anordnungen des Arztes; das innere Vorwärtsdrängen macht ihm die persönliche Untätigkeit zur Qual.

Vom Bett aus führt er den Befehl. Nach wie vor reiten seine Patrouillen durch das Land ;sie durchbrechen selbst die feindlichen Vorpostenketten, beobachten die Hauptabteilungen und holen sich in kühnen Überfällen Waffen und Ausrüstungen dort, wo sie am besten zu finden sind: beim Feinde selbst.

Schill'sche Husaren

Leutnant Fabe ist von einer französischen Patrouille abgefangen worden und wird zu General Teulié, dem Kommandeur des französischen Korps, gebracht. Er sieht sich den jungen Offizier genau an. Er streicht den ergrauten Schnurrbart und nickt anerkennend.

„Verwundet?"

„Jawohl, Herr General, Säbelhieb im Nacken."

„Schlimm?"

„Nein, nur Fleischwunde."

„Sie sind also ein Führer dieser rebellischen Bauernhorde?"

„Ich protestiere, Herr General! Wenn meine Leute infolge des Mangels an Waffen und Ausrüstungen auch nicht wie Soldaten aussehen, so sind sie doch Truppen Seiner Majestät des Königs von Preußen unter Führung des Freikorpskommandeurs Rittmeister von Schill!"

Gegenüber dem Nachdruck der Worte Fabes ziehen die Brauen des Generals sich verstimmt zusammen, doch ein Blick in das Gesicht des kühnen Offiziers lockert seinen Unmut.

„Gut!" antwortet er kurz. „Sie gehen als Kriegsgefangener nach Frankreich!" Prüfend blickt er in Fabes Gesicht, um den Eindruck seiner Worte festzustellen, doch Fabe zuckt unberührt die Achseln.

„Ein Fluchtversuch ist zwecklos", sagt auf dem Weg zum Zimmer im ersten Stock der Adjutant verbindlich und mit Achtung des Soldaten, die vor

der Tapferkeit keinen Unterschied zwischen Freund und Feind macht.
Fabe zuckt schweigend die Achseln. Er setzt sich und stützt den Kopf in die Hände. Die Blutopfer sind nicht vergebens geflossen. Schill hat das Korps retten und die Festung vom Anmarsch der Armee Teulié in Kenntnis setzen können. Er selbst sitzt jetzt hier als Gefangener mit der Aussicht, nach Frankreich verschleppt zu werden. Tatenlos wird er aus der Ferne dem Kampf der Kameraden zusehen müssen. Er darf sich nicht niederdrücken lassen; er darf die Welt nicht von seinem Einzelschicksal aus betrachten. Er hat dem Vaterland einen großen Dienst geleistet; wenn er jetzt vom Kampfplatz abtreten muß, so muß er sich mit dem Bewußtsein bescheiden, daß er seine Pflicht getan hat. Aber muß er denn abtreten? Ob sich nicht vielleicht eine Gelegenheit zur Flucht finden wird?
Vom Fenster aus beobachtet er das Kommen und Gehen der Stabs- und Frontoffiziere. Das Städtchen liegt voll Militär; von hier aus wird an ein Entkommen nicht zu denken sein.
Achtundvierzig Stunden lang hat er im Fenster gestanden und so gut wie keinen Schlaf gefunden. Er ist völlig erschöpft. In dieser Umgebung nach einem Ausweg zu suchen, hat vorläufig keinen Zweck. Er wirft sich aufs Bett und schläft sofort ein.
Als er erwacht, ist es dunkel im Zimmer. Allmählich erst wird ihm die Lage wieder klar. Auf dem Tisch findet er das Abendbrot; der Posten hat es, da er ihn schlafend fand, einfach auf dem Tisch stehen lassen. Fabe ißt mit Heißhunger. Wann hat er eigentlich den letzten Bissen zu sich genommen? Er hatte das Essen völlig vergessen. Es schmeckt ihn: er fühlt wie die Kräfte zurückkehren.
Im Haus und auf dem Marktplatz ist es still. Vorsichtig legt Fabe die Hand auf die Klinke; leise öffnet er die Tür, Gegenüber sitzt der Posten auf dem Boden; das Gewehr ist ihm auf die Knie gesunken; er hat wohl beobachtet, daß der Gefangene fest eingeschlafen ist, hat es sich etwas bequem gemacht und ist darüber eingeschlafen.
Leise schließt Fabe die Tür, und ebenso leise tastet er sich zum Fenster und öffnet es spaltbreit. Der Raum vor dem Haus ist schwach beleuchtet; zwei Posten wandern schläfrig auf und ab. Aus dem Zimmer des Generals fallen Lichtstrahlen.
Wie, wie hinauskommen? Fabe zermartert sich den Kopf. Ob es eine Hintertür gibt? Wohl kaum; wenn doch, so wird bestimmt auch vor ihr ein Posten stehen; unbemerkt kann er das Haus also nicht verlassen.
Hufschläge ertönen, ein Offizier kommt angejagt, pariert vor dem Haus, steigt ab und tritt auf die Tür zu; die beiden Posten kreuzen die Gewehre.
„Parole?"
Fabe preßt das Ohr an den Spalt und sammelt seine ganze Geisteskraft im Gehör.
„Lyon et Mortier!" antwortet der Offizier. Scheinbar ist er ärgerlich darüber, daß er inmitten der Armee, im Hauptquartier, die Parole abverlangt bekommt; er spricht deshalb unwillkürlich lauter, als er es unter anderen Umständen wohl getan hätte.
„Lyon et Mortier!" wiederholt Fabe aufatmend. Einige Minuten wartet er noch, dann betritt er leise, aber entschlossen den Flur. Erwacht der Posten, dann wird er sagen, daß er austreten müsse. Doch der Mann ist gut im Zug und schnarcht weiter.
Kein Offizier oder Soldat ist im Treppenhaus zu sehen; die meisten werden

schlafen, und die diensttuenden Adjutanten und Stabsoffiziere halten sich wohl im Vorzimmer auf.
An Haken hängen Degen, Offiziersumhänge und breite Dreispitze; ohne zu zögern bedient sich Fabe. Das Herz dröhnt ihm bis zum Hals hinauf; wenn sich jetzt die Tür des Vorzimmers öffnet, wird er gefaßt werden. Zwei- und dreimal atmet er tief auf, dann schreitet er sicher die Treppe hinab. Wie erwartet, halten die beiden Posten ihn für den eben angekommenen Offizier. Sie kümmern sich nicht um ihn, sondern trotten müde und frierend den vorgeschriebenen Weg ab.
Fabe kümmert sich ebenso wenig um sie, geht auf das Pferd zu, klopft ihm den Hals, um einem beunruhigten Wiehern des Tieres zuvorzukommen, und schwingt sich auf. Um kein Aufsehen zu erregen, reitet er gemächlich über den Marktplatz; erst in der Seitenstraße verstärkt er das Schrittmaß. Am Pyritzer Tor wird ihm die Parole abverlangt. Er antwortet promt und unbefangen. Das Tor wird geöffnet; er sprengt in die Dunkelheit.
Hundert Meter vom Tor entfernt hält er an. Die gewaltige Spannung lockert sich. Trotz Kälte der Februarnacht steht ihm nach der Erregung der Schweiß auf der Stirn. Er trocknet die Perlen und atmet tief und befriedigt die klare und kalte Winterluft ein.
Bis hierhin ging alles gut; es muß auch weiterhin klappen; vorwärts. In weitem Bogen umreitet er die Stadt. Mehrmals stößt er auf Vorposten und Feldwachen. Kühn verlangt er dann in französischer Sprache die Parole ab, als habe er die Ronde.
Als er sicher ist, daß er die Straße gewonnen hat, die über Plathe nach Greifenberg führt, läßt er das Pferd weit ausgreifen.
Die Rückwirkung nach den Anstrengungen, Entbehrungen und Erregungen dieser Tage überfällt ihn; die Wunde schmerzt. Dennoch lacht er befreit auf. General Teulié wird Augen machen, wenn er hört, daß der Vogel ausgeflogen ist. Nein, es ist nichts mit dem Abtransport nach Frankreich, Herr General! Das Vaterland braucht jeden Mann; er, Leutnant Fabe, ist nach kurzer Außergefechtsetzung wieder zur Stelle.
Schill und seine Leute ruhen und rasten nicht. Alles was sie beginnen ist von Erfolg gekrönt. Auch mehreren Unterführern Schills hat der König den Pour le mérite verliehen. Auf eigene Faust verhandelt Schill mit England und Schweden, um den Korsen zu schlagen.
Kurze Zeit später treffen als Geschenk der englischen Regierung dreißig Geschütze und zehn Haubitzen mit je dreihundert Ladungen ein, sowie zehntausend Flinten mit drei Millionen scharfen Patronen und dreihunderttausend Flintensteinen, ferner zehntausend Patronentaschen und Säbelgehenke, dreitausend Reiterpallaschen, dreitausend Husarensäbel und zahlreiches anderes Kriegsgerät, Leder und Uniformen.
Sämtliche Truppen werden neu eingekleidet und bewaffnet. Die Artillerie verstärkt die Armierung der Wälle Kolbergs und alle Soldaten sind nun auch mit ausgezeichneten Gewehren, guter und reichlicher Munition und vorzüglichen Hieb- und Stichwaffen ausgerüstet. Der prachtvolle Kampf- und Draufgängergeist, der bisher schon alle ausgezeichnet hatte, verstärkt sich jetzt erst recht zum entschlossenen und leidenschaftlichen Willen, die Festung nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, sondern sie und die Stadt bis zum äußersten zu verteidigen.
Schill ist soweit hergestellt, daß er wieder Frontdienst leisten kann. Voll Freude und Glück läßt er den Eindruck der Geschlossenheit der nunmehr

einheitlich uniformierten und bewaffneten Truppen auf sich wirken. Seine Kühnheit und der Zug seines Charakters, aufs Ganze zu gehen, haben wieder einen glänzenden Erfolg erzielt. Seine Leute dankten es ihm mit Anhänglichkeit und Treue; ohne Besinnen ging jeder von ihnen für ihn durchs Feuer. Sie frieren in den offenen Stellungen am Meer und hinter und zwischen den Sümpfen; bei der immer spärlicher werdenden Verpflegung leiden sie Hunger; sie schanzen, patrouillen und schlagen sich Tag und Nacht mit der starken französischen Übermacht. Sie klagen nicht und lassen nicht den Kopf hängen, sondern sind voll Humor, Vertrauen und Zuversicht. Schill hält sein Wort, daß die Feste nicht in die Hand des Feindes fallen dürfe. Durch hundertunddrei Tage hindurch, bis zum Friedensschluß, behauptet sein Korps sie gegen den weit überlegenen Feind. Außerordentliches leisten die Truppen. Trotz Kälte, Regen und mangelhafter Verpflegung bleibt der alte Geist lebendig. Sie weisen die feindlichen Angriffe zurück, überfallen seine Posten, überrumpeln und sprengen seine Schanzen und lassen ihn nicht zum Atmen kommen.

Der beliebteste Offizier Kolbergs ist Schill. Wo er sich zeigt, begrüßen ihn freudige Zurufe der Bürger. Blumen, Lebensmittel und Gedichte werden ihm ins Haus geschickt. Kinder tragen Nachahmungen der Uniform seines Korps. Allen ist er Freund, Kameraden wie Untergebenen und Bürgern; sein bescheidenes, Prunk, Äußerlichkeiten und Aufsehen abholdes Wesen bleibt sich gleich. Wo er kann, geht er Ehrungen und Verherrlichungen aus dem Wege.

Stolz blickt er auf sein Korps. Der Geist, der es aufgebaut hat, führt es in allen Kämpfen. Unverlöschbar leuchtet das hohe und heilige Ziel: Alles für die Freiheit und Größe des Vaterlandes.

Kurz darauf wird Schill vom König empfangen und zum Major und Regimentskommandeur befördert. —

Schon treffen englische und schwedische Hilfstruppen ein, da trifft auch die Kunde von dem zu Tilsit am 9. Juli abgeschlossenen Friedensvertrag ein. Schill hätte lieber den Säbel geschwungen und gekämpft, doch er ist Soldat des Königs und hat zu gehorchen.

Lange ist die Rückführung der Stärke der Armee hinausgezögert worden; nun ist sie nicht mehr aufschiebbar. Gemäß den Bestimmungen des Friedensvertrages muß die Heeresstärke gewaltig herabgesetzt werden. Auch für Schills Korps bringt die Neuordnung einschneidende Änderungen. Seine Reiterei wird auf vier Schwadronen, die Infanterie auf Batallion zurückgeführt. Schill erhält die weitere Auszeichnung, daß sein Korps als „Zweites Brandenburgisches Husarenregiment von Schill" in den Friedensverband der Armee übernommen wird. Aus dem überschießenden Teil der Infanterie wird ein Batallion leichter Jäger gebildet, das ebenfalls seinen Namen trägt.

Die Uniform wird, Schills Wunsch entsprechend, so vorgeschrieben, wie sie seine Leute bisher getragen haben; sie besteht aus dunkelblauem Waffenrock und Dolman mit Pelz, hat gelbe Schnüre, rote Kragen und Aufschläge und graue Hosen.

Es ist schmerzlich, von tapferen Kameraden scheiden zu müssen, doch der Krieg ist verloren, und die Folgen müssen mit zusammengebissenen Zähnen ertragen werden. Tag für Tag sollen sie daran erinnern, daß die Schmach getilgt werden muß.

Königreichs Westfalen zu. Im Ministerium zu Kassel erbeitet als Vertrauensmann Drönbergs und Schills Alexander von Bothmar; er bricht sofort auf und reitet Pferd um Pferd zuschanden, um Schill rechtzeitig zu warnen. In der Frühe trifft er in Berlin ein.
Schill will zur Kaserne reiten, um wie alltäglich den Dienst zu überwachen. Major beim Stab Adolf von Lützow und Adjutant Leutnant Bärsch sind bereits eingetroffen, um ihn abzuholen, da kommt Alexander von Bothmar angejagt, staubbedeckt und erschöpft.
Der Vertraute legt den Finger auf den Mund, springt vom Pferd und geht ins Haus. Nichts Gutes ahnend folgen ihm die drei Freunde.
Drinnen begrüßen sie den Ankömmling; von Bothmar berichtet in fliegender Eile.
Schills Lippen pressen sich zusammen; eisenfest legt seine Hand sich um die Stuhllehne.
„Ich danke dir, Bothmar!"
„Verrat, Verrat, wohin man blickt!" knirscht Leutnant Bärsch zornbebend. „Deutsche verraten Deutsche!"
„Kaltes Blut behalten, Freunde!" beruhigt von Lützow. „Nehmen wir das Unglück von seiner besten Seite. Das Schicksal hat gewaltet; es nötigt uns die sofortige Entscheidung auf."
In Bärschs Gesicht arbeitet die Erregung.
„Wenn wir noch warten müssen, mußt du aus dem Spiel bleiben, Major. Du, unser Führer, die Seele der Bewegung, darfst nicht festgesetzt werden. Ich werde die ganze Sache auf mich nehmen; ich werde sagen, ich sei der Leiter der geheimen Organisation. Die Briefe habe ich ja geschrieben; ich werde weiter sagen, ich hätte deinen Namen mißbraucht, um aus ihm Vorteil für die Bewegung zu ziehen!"
Schill lacht herzlich, trotz der bedrückenden Schwere der Lage.
„Vielen Dank! Bärsch! Das Anerbieten ehrt dich und zeugt von deiner edelmütigen und hochherzigen Gesinnung. Ich kann es jedoch nicht annehmen!" Er will weitersprechen, verstummt aber, da der Bursche klopft, eintritt und meldet: E. E. bittet vom Herrn Major empfangen zu werden.
„Bitte!" sagt Schill. Er wendet sich zu den Freunden. „E.E. ist Eberhard von Ernsthausen. Er kommt aus Königsberg; ich erwarte ihn bereits seit Tagen; gelegener könnte er nicht eintreffen."
Der Ankömmling tritt ein, wirft Mantel, Hut, Brille und falschen Schnurrbart ab und streckt den Freunden die Hände entgegen.
„Deine Verkleidung war gut, doch wozu die Maskerade?" fragt Schill nach der Begrüßung.
„Ribbentrop schickt mich. Mir ist das Theaterspielen auch zuwider gewesen, doch was wollte ich machen, jetzt, wo überall aufs schärfste kontrolliert wird, nach der schiefgegangenen Sache von Katte und der gärenden Erregung im ganzen Land? Ich habe auch nichts Schriftliches bei mir, damit für den Fall einer Verhaftung niemand bloßgestellt wird. Ribbentrop läßt sagen, er habe gemeinsam mit dem Königsberger Freunden gelegentlich eines Empfangs Seine Majestät bestürmt, loszuschlagen. Im Herzen stehe der König voll und ganz auf der Seite der Freiheitskämpfer, doch er fürchte Verrat und weittragende Folgen für Land und Volk. Der König schwanke also noch, neige trotz dem großen Einfluß des Erfüllungsministeriums Altenstein zur Kriegserklärung."
Schill zuckt langsam die Achseln.

Schill bricht auf

Der Frühling des Jahres 1809 naht. Das trübe und regnerische Wetter lastet auf den Gemütern und verstärkt die Unruhe, die die allgemeine Lage von Tag zu Tag einer Entscheidung näher treibt, zur Gewitterschwüle. Österreich erklärt dem Kaiser der Franzosen den Krieg. Wie eine Erlösung geht das Aufatmen durch das preußische Offizierkorps. Kein Offizier zweifelt daran, daß Preußen an die Seite Österreichs treten und den Korsen in der Flanke angreifen wird.

General von Blücher mobilisiert sein Korps: für ihn ist die Beteiligung Preußens am Krieg eine Selbstverständlichkeit.

Das Ministerium Altenstein zögert. Wohl stellt es die Zahlungen auf die Kriegstribute ein, doch es begründet die Einstellung mit dem Zahlungsunvermögen des verarmten Landes. Das Ministerium verlangt gleichzeitig die Maßregelung Blüchers.

Kochend vor Zorn und Wut wettert Blücher in Pommern. Ist das Ministerium denn mit Blindheit geschlagen? Will es diese einzigartige Gelegenheit zum Abschütteln des Jochs ungenutzt verstreichen lassen? Er fordert seinen Abschied. Gneisenau und zahlreiche Offiziere folgen seinem Beispiel. Wenn Preußen Gewehr bei Fuß stehen bleibt, wollen sie wenigstens in österreichische Dienste treten. Unter dem Einfluß des Ministeriums verweigert der König die Genehmigung der Abschiedsgesuche.

Erzherzog Karl wirft die Franzosen in Bayern zurück. Schill atmet freier; der Augenblick der Entscheidung naht.

Scharf beobachten die Franzosen die Vorgänge in Preußen. Ist wieder Verrat im Spiel? Romberg, der westfälische Vertrauensmann, wird in Magdeburg verhaftet. Briefe, die die großangelegten Befreiungskampfpläne und Schills Führerschaft enthüllen, fallen General Michaud in die Hände. Mit Eilkurieren leitet er sie dem Minister Simeon des neuen

„Das ist eigentlich nichts Neues, lieber Ernsthausen!"
„Die Hauptsache kommt auch noch, Major. Ribbentrop hat mich weiter beauftragt, dir wörtlich zu sagen: Schill! Handle! Stell die zum Absprung notwendige vollendete Tatsache her! Zieh mit Gott!"
Entschlossen hebt Schill den Kopf.
„Freunde! Wir schlagen los!"
Wortlos reichen ihm Lützow, Bärsch, Bothmar und Ernsthausen die Hände. Schill reckt sich.
„Lützow! Das Regiment verläßt heute mittag drei Uhr Berlin zu einer Felddienstübung in der Mark mit Biwak. Verpflegung für drei Tage! Scharfe Munition im geheimen mitnehmen! Wachtmeister Poppe überwacht den Transport!"
Vor Potsdam läßt Schill das Regiment halten und im Kreise links und rechts schwenken. In vor Begeisterung und Vertrauen flammender Rede legt er seine Pläne dar. Ein Fanal soll angezündet werden, das leuchtet und ruft von den Alpen bis zum Meer, von der Maas bis zur Memel. Vortrag soll das Regiment sein des Volksheeres, das sich in ganz Deutschland erheben und im Verein mit Erzherzog Karl, der bei Regensburg soeben Napoleon geschlagen hat, den Feind aus dem Land werfen, ein einiges Deutsches Reich erkämpfen wird, in dem die höchsten Güter sein werden die Freiheit und die Ehre!
Denen, die zurückkehren wollten, stehe es frei, sich zu entfernen. Die aber, die mitkämpfen wollten für Preußen und Deutschland, fordert er auf, sich ihm anzuschließen und mit ihm den Sieg zu erringen.
Begeisterte Rufe antworten ihm; sechshundert Säbel recken sich zum Himmel auf. Schill grüßt dankend. Er wußte es. Sein Regiment ist die Kerntruppe der künftigen Armee; Offiziere und Mannschaften folgten ihm durch dick und dünn, zum Sieg oder in den Tod.
„Ich danke euch, Kameraden! Vorwärts also!"

Der Untergang in Stralſund

Unaufhörlich praſſeln die Schläge des Schickſals auf Schills Nacken herab. Die Öſterreicher werden weiter zurückgedrängt. Bis die Verbindung mit den Engländern hergeſtellt iſt, vergeht Zeit. Schill wird geraten, ſich auf die Elbe- oder Weſermündung zurückzuziehen, damit im Notfall engliſche Schiffe ihn und das Korps aufnehmen könnten. Soll er den Rat befolgen? Alles wehrt ſich in ihm dagegen. Der Rückzug auf Helgoland wäre die Maßnahme, die die größte Sicherheit für ihn und das Korps verbürgen würde; er wählt ihn nicht. Er kann es nicht.

Verſchwört ſich das Schickſal gegen ihn, dann wird er auch dieſen Kampf aufnehmen. Herr will er ſein ſeines Schickſals, nicht Sklave.

Erfreulicherweiſe verſtärkt ſich der Zulauf allmählich wieder. Zwei neue Infanteriekampagnien können aufgeſtellt werden. Empfindlicher Mangel an Offizieren macht ſich geltend, obgleich das Korps auf bereits nahezu hundert Offiziere angewachſen iſt. Eingedenk der Opferwilligkeit, Tapferkeit und Kühnheit vieler Unteroffiziere, die ſeit Kolberg unter ſeinem Kommando ſtehen, ernennt Schill verſchiedene von ihnen zu Offizieren.

Schill hat Stralſund beſetzt.

31. Mai 1809 — „Alarm!“

Mit weiten Sätzen eilt Schill die Treppe hinab. Er wird ſiegen. Dieſer Tag wird ihm gehören. Er ſchwingt ſich aufs Pferd.

Der Donner der Geſchütze hallt. Truppen ſammeln ſich. Leutnant von Rochow ſprengt heran.

„Meldung vom Rittmeiſter von Brünnow: Feind greift an aus der Richtung Reichenberg!“

„Danke, Rochow! Vorwärts!“

Im Galopp reitet Schill nach dem Triebſeer Tor. Von der Stadtmauer aus beobachtet er den Anmarſch. Er hat daran gedacht, das Gefecht vor den Toren der Stadt anzunehmen und den Feind mit der Reiterei zu attakieren, doch die Truppenverbände, die da anmarſchieren, ſind zu ſtark; er kann das Wagnis nicht unternehmen. General Gratier kennt die Schlagkraft und den Angriffsgeiſt ſeiner gefürchteten Reiterei, er hütet ſich, ſich einer Attacke auszuſetzen; er läßt ſeine Truppen in mehreren Vierecken anmarſchieren, in deren Zwiſchenräumen die Artillerie ſich vorwärts bewegt; die Flügel werden von der Reiterei gedeckt. Dieſer holländiſche General weiß was er will; er iſt ein gefährlicher Gegner!

Schill läßt die Artillerie feuern; ſie trifft gut, doch der feindliche Angriff kommt nicht ins Stocken. Er richtet ſich, wie klar erkennbar iſt, auf das Triebſeer Tor. Schill läßt ſeine Schwadron Huſaren abſitzen; mit Gewehren verſehen, verſtärkt ſie das Feuer der Infanterie von der Stadtmauer herab.

Der Donner der Geſchütze zerreißt die Luft, das Gewehrfeuer praſſelt, der Feind ſtürmt. Tapfer rennt er an, doch er erreicht das Triebſeer Tor nicht; ſein Anlauf erſtickt im Feuer der Beſatzung.

Schill ſieht den neuen Angriff heranfluten. Schier iſt die Zahl der Angreifer nicht zu überſehen. Sein Blut ſchlägt; er zwingt ſich zur Ruhe. „Schnellfeuer! Heraus aus den Gewehren und Rohren, was ſie hergeben! Wenn ſie die Mauern beſteigen, werft ſie mit dem Bajonet hinunter!“

Am Kniepertor erkennt Leutnant Peterſon ſofort die Bedeutung des mit

rücksichtslosem Schneid heranbrausenden feindlichen Sturms. Mit größter Umsicht leitet er das Feuer. Ohne jedoch die außerordentlich hohen Verluste zu achten, durcheilt der Feind das Feuer der Besatzung. Er ersteigt die Wälle und schlägt die Artilleristen nieder. Die kleine Schar Schillscher Infanteristen ist gezwungen, sich hinter die Wagen zurückzuziehen, die mit Palisaden beladen noch in den Straßen stehen; sie feuert und kämpft mit der blanken Waffe mit dem Mut der Verzweiflung.

Wiederum gelingt es Schill, den Angriff auf das Triebseer Tor zurückzuschlagen. Unter den Augen und der Leitung des Führers kämpft das Korps mit einzigartiger Tapferkeit; die Hauptmasse der Stürmenden bricht im Kartätschenfeuer zusammen, und die Durchgekommenen wirft die Infanterie mit Bajonett und Kolben von den Wällen herab.

Leutnant Graf Moltke kommt angejagt, pariert, grüßt kurz und schreit: „Das Knieportor ist gefallen! Brünow kämpft auf dem Markt mit den Dänen!" Schills Gesicht spannt sich zur letzten Entschlossenheit. Das ist der Anfang vom Ende! Nicht einen Augenblick zögert er.

„Sammeln zum Gegenstoß!" kommandiert er.

Die Leutnants Graf Moltke, Bärsch, Mosch und Poppe und eine Anzahl Husaren schließen sich ihm an. Schill stutzt. Ist das eine ganze Streitmacht? Vom Wall kann er nichts wegnehmen; was dort oben noch lebt, muß bleiben und das Einbrechen des Feindes an dieser Stelle verhindern.

„Vorwärts! Attacke! Hurra! ruft er. Was ihm an Husaren und reitenden Jägern begegnet, reißt er mit. Was sich ihm an Holländern und Dänen entgegenstellt, überreitet er mit rücksichtsloser Wucht.

Auf dem Ritt durch die Straßen sieht Schill, wohin er sich auch wendet, nur tote und verwundete eigene Reiter und dänische Rotmäntel. Sogar die feindlichen Generäle sind schon in die Stadt eingeritten und halten vor dem Eingang einer engen Gasse, die aus der Knieperstraße an der Johanniskirche vorbei nach der Fährstraße führt.

Für Sekunden pariert Schill das Pferd. Die Lage ist eindeutig. Alles ist verloren. Auch das Triebseer Tor muß inzwischen gefallen sein, denn von dort her dringen ebenfalls Holländer näher. Er hat sich geschworen, deutschen Boden nicht zu verlassen. Ein Blick umfaßt die Freunde, die sich erbittert mit der Übermacht der feindlichen Infanteristen herumschlagen.

„Rettet euch! Vorwärts, ich befehle es euch!"

Er schwingt den Säbel, versetzt dem Pferd die Sporen und rast, nur noch von Leutnant Poppe gefolgt, im Galopp auf die feindlichen Generäle zu. Rechts und links mähen die beiden Säbel wie Totensensen. General Carteret vom holländischen Stab wirft sich Schill entgegen; dieser schlägt ihn mit fürchterlichem Hieb aus dem Sattel.

Dutzende von Offizieren, Reitern und Schützen umringen Schill und Poppe. Zwei Säbelhiebe treffen Schills Gesicht, eine Kugel schlägt in seine Schulter. Blutüberströmt kämpft er weiter.

An den Häusern stehen dänische Schützen. Ruhig und scharf zielen sie. Eine weitere Kugel peitscht in Schills Schulter. Er bäumt sich auf. „Deutschland, mein Vaterland — —!" ruft er. Eine dritte Kugel jagt in seine Schläfe und wirft ihn vom Pferd.

Leutnant Poppe will den Körper seines Kommandeurs auffangen; es gelingt ihm nicht mehr. Bevor seine Hände ihn ergreifen können, beendigen mehrere Kopf- und Brustschüsse auch seinen Kampf. Sein Körper fällt über den Schills, als wolle er, noch im Tode getreu, ihn schützen.

Die letzten Getreuen

Obgleich die noch Lebenden des Schillschen Korps den Untergang vor Augen sahen, kämpften sie mit heroischer Tapferkeit. Die meisten wurden niedergemacht; die anderen in die Gefangenschaft nach Frankreich verschleppt, nur ein kleiner Teil konnte sich durchschlagen! Fünfzehn Unteroffiziere wurden erschossen!

Die elf gefangenen Schillschen Offiziere, die Leutnants Friedrich Felgentreu, Ernst von Flemming, Konstantin Gabain, Ferdinand Galle, Leopold Jahn, Karl von Keffenbringk, Adolf von Keller, Daniel Schmidt, Friedrich von Trachenberg, Albert von Wedell und Karl von Wedell werden bis Anfang Juli zu Braunschweig im Gefängnis neben der Wache des August-Tores gleich Verbrechern gefangen gehalten, bis Napoleons Befehl eintrifft, sie nach der Festung Wesel zu verbringen.

Obgleich der Aufstand Schills und auch der Aufrüttelungsversuch des Herzogs von Braunschweig mißlungen sind, fürchtet Napoleon angesichts des noch immer tobenden heldenmütigen Freiheitskampfes der Tiroler unter Andreas Hofers Führung das Ausbrechen von weiteren Aufständen und vielleicht sogar umfangreichen Volkserhebungen in Preußen und Norddeutschland. Sein Grundsatz ist, Freiheitskämpfer — sei es in Norddeutschland, Tirol oder Spanien — als Wegelagerer und Straßenräuber zu beschimpfen und zu ächten und die, die das Unglück haben, in seine Gewalt zu geraten, mit brutaler Härte zu vernichten. Sein Urteil steht längst fest; wieder erteilt er den Befehl mit dem berüchtigten Wortlaut: „Erschießen avec éclat!"*) — Mit größtem Aufsehen sollen die Schillschen Offiziere erschossen werden. Mit ihnen sollen alle Aufrechten, Steifnackigen und Kämpfer der Ehre des Vaterlandes getroffen werden; in ihrem Blut sollen die Sehnsucht nach der Freiheit und das Streben nach ihrer Zurückgewinnung ertränkt werden. Entsetzen soll die Gemüter überwältigen, die Sklaverei befestigen und die Ketten der Schmach verstärken.

Die Gerichtsverhandlung, die am 16. September 1809 auf Befehl des Divisionsgenerals Dallemagne unter dem Vorsitz des Majors Grand im Saal der Zitadelle der Festung Wesel zusammentritt, soll ein Schauspiel sein mit dem Ziel, die abschreckende Wirkung des Urteils und seiner Vollstreckung zu verstärken.

Kapitän Cavain vertritt die Anklage und stützt sie auf ein französisches Gesetz aus den Tagen der Blutorgien**) der französischen Revolution. Der Verteidiger der Offiziere, der deutsche Rechtsanwalt Perwetz, sieht voraus, daß ihm die Übernahme und Führung der Verteidigung die Existenz kosten, und die Verschleppung zur Galeerenarbeit nach Frankreich eintragen wird. Dennoch bestreitet er furchtlos und tapfer die Zuständigkeit des französischen Gerichts und verlangt die Verbringung der Offiziere nach Preußen; mit Löwenmut setzt er sich für die Männer ein, die er bei seinen Besuchen als begeisterte und rücksichtslos opferwillige Kämpfer für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes kennengelernt hat.

Er kann das Unheil nicht abwenden, die Fällung des Urteils nicht verhindern. Die elf Offiziere kennen es und sehen seiner Verkündung und Vollstreckung mit soldatischer Kaltblütigkeit und männlicher Ruhe ent-

*) avec éclat = mit größtem Aufsehen

**) Orgie = Ausschweifung

gegen. Sie haben ihr Leben dem Vaterland geweiht. Sie haben gekämpft. Alles haben sie für diesen Kampf eingesetzt. Nun werden sie das Letzte geben, das sie besitzen: das eigene Ich. Ihre Körper werden erlöschen. Wenn sie dem Vaterland das Lebende nicht mehr dienen können, so werden sie aus ihren Gräbern heraus noch für Deutschland kämpfen. Ihr Geist wird leben!

Zu zweien aneinandergefesselt, schreiten die Verurteilten erhobenen Hauptes um drei Uhr des Nachmittags über die grüne, in der Pracht des Sommers prangende Wiese an der Lippe. Sie lehnen es ab, sich die Augen verbinden zu lassen und niederzuknien. In einer Reihe nehmen sie Aufstellung. Als Ältester tritt Leutnant Leopold Jahn vor die Front und ruft:

„Kameraden! Es gilt den letzten Kampf! Unser heißgeliebtes Vaterland hurra, hurra, hurra!!

Die Kameraden fallen ein, werfen mit den freien Händen die Mützen in die Luft und kommandieren wie ein Mann:

„Feuer!"

Die Schüsse blitzen auf.

Zehn Helden fallen.

Allein Leutnant von Wedell steht noch, mit zerfetztem Arm.

Er reißt den Rock auf, zeigt auf das Herz und ruft:

„Hierher, Grenadiere!"

Wieder blitzen und krachen die Schüsse. Albert von Wedell wankt und bricht zusammen.

Auch er war seinem Führer getreu bis in den Tod.

Anmerkungen und Quellennachweis

Weitere Lieder zu diesem Heimabend:

Bei Waaterloo, da fiel der erste Schuß,

Heiß ist die Liebe, kalt ist der Schnee,

Heraus, heraus die Klingen ...,

Es zog ein Regiment vom Ungarland herauf.

Die Lesungen dieser Mappe sind nur aus einem Werk ausgesucht und zusammengestellt, weil es für das Thema am geeignetsten erschien, und der Heimabend hierdurch erhöhte Geschlossenheit und Einheitlichkeit erhält.

Die Lesungen dieser Mappe wurden aus dem Werk „Vorwärts — Attacke! Hurra!", ein Schill-Roman von Hans Lehr (Frz. Eher Verlag, München) entnommen, das Person und Lebenswerk des Freiheitskämpfers Schill in hervorragender Weise darstellt.

Die Bildbeilage stammt aus dem Film „Die elf Schillschen Offiziere" der Märk. Film.-A.-G., Berlin.

Die Textillustrationen zeichnete Jg. Hans Schroers, Potsdam.